

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 8 (1904)

Artikel: Zu Kisslings Vadiandenkmal
Autor: Ziegler, Eugen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575114>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Augenblick entgegenstehend, der die schwere Entscheidung bringen mußte.

Sie legte ihren Arm in den meinen, und stumm schritten wir auf schmalem Pfad den entfernten parkähnlichen Gartenanlagen zu.

Bald wölbten sich über uns die grünen Baum- und Geblüschkronen zu dämmeriger Halle. Nicht ein Windhauch ging; erstickend fast dufteten der Flieder- und der Tulpenbaum. Aus der Tiefe des Gebüsches scholl der kurze Locketon eines Amselfeibchens und die schmelzende, flötende Antwort des liebewerben- den Männchens. Nichts sonst unterbrach die Stille als das Knirrchen unserer Schritte auf dem feinen Kies des Wandelganges.

Wohl eine Viertelstunde mochten wir so schweigend neben- einander hergegangen sein, da hielte ich es nicht mehr aus: die Stille, der Blütenduft, die seelische Aufregung lagen wie ein Alp auf meiner Brust, die mir zu zerspringen drohte, wenn ich nicht reden könnte.

So frug ich tiefaufatmend: „Nun? Was hättest du mir so Wichtiges zu sagen, Bertha?“

Sie erschrak und zuckte zusammen. Dann schmiegte sie sich noch enger an mich, drückte meinen Arm an ihr pochendes Herz, und ich fühlte, daß sie zitterte. Dann sprach sie leise und hastig: „O, wie du mich erschreckt hast... Wart noch... Nicht hier... Hier ist's mir zu dumpf, zu eng, zu betäubend, um mich auszusprechen. Wir wollen an dein Lieblingsplätzchen gehen... Dort ist's hell und lustig... Dort wird es mir leichter sein, zu sagen... was ich dir sagen muß.“

Am Ende des Gartens war ein kleiner Hügel angelegt, dessen Gipfel eine herrliche Linde krönte, an deren Stamm sich eine roh gezimmerte Bank anlehnte. Von hier aus genoß man eine entzückende Aussicht auf das ganze Alaretal.

Im Hinaufsteigen legte ich mir noch einmal alles zurecht, was und wie ich es meiner Braut sagen wollte. Auf die Knie wollte ich mich vor sie hinwerfen, wenn es sein mußte, und sie anstehen mit den ergreifendsten Tönen meines armen Herzens, die mir zu Gebote standen: „Gib mich frei! Sieh, ich habe mich in meinen Gefühlen für dich getäuscht! Was ich für dich empfand, war nicht Liebe, war nur Sympathie und sinnliche Leidenschaft; die Liebe hat mich eine andere kennen gelehrt, Anna, deine Freundin. Sei groß und stark und gib mich frei!“

Furcht und Angst und frohe Siegeshoffnung kämpften in

mir, machten meine Pulse jagen und steigerten meine seelische Erregung, je näher wir dem Orte der Entscheidung kamen.

Nun öffneten sich die Gebüsche... Vor uns lag die Linde mit der idyllischen Bank, und unser Blick schweiste in die unbegrenzte Weite. Unter uns im duftvergleierten Tale gleistete und glitzerte im Schein der Abendsonne, die wie ein roter glühender Ball den Horizont schon fast berührte, die Aare als goldiges Band. Aus den Dörfern, die vom Flusse oder halb versteckt in üppigen Obstbaumwäldern zu uns herauswinkten, erklangen melodiös die Klänge der Betglocken. Vom Hügel dritten über dem Flusse grüßte aus seinen alten Platanen, schon im tiefen Schatten liegend, mein Pfarrhaus und mein Kirchlein, und seine Glockentöne klangen mit hinein in das liebliche Konzert der Schwester. In weiter Ferne schwammen, in einer feenhaften Farbensala vom hellsten Grün und Blau bis zum dunkelsten Violett strahlend, die waldbewachsenen Höhen des Jura, während über allem, in färbtrote Tinten getaucht, der weite Abendhimmel glühte, von dessen Grunde sich die goldig veränderten Rosa- und Blauwölklein wie ein fernes geisterhaftes Inselreich plastisch abhoben.

In den zauberischen Anblick versunken, traten wir zu der Bank. Doch bevor wir uns setzen konnten, trat ein Ereignis ein, das ich Zeit meines Lebens nie vergessen habe und nie vergessen werde, das wie ein schwarzes Brandmal sich in mein Herz einsträßt.

Meine Braut blieb, wie von einem mächtigen Impuls erfasst, plötzlich stehen, und da ich sie überrascht anblickte, schlängte sie leidenschaftlich ihre Arme um meinen Hals, zog meinen Kopf zu sich herunter und küßte mich heiß auf die Wange. Dann flüsterte sie mir langsam und stoßweise die Worte ins Ohr: „Hans... ich muß es dir sagen... verzeihe mir... ich... ich fühle mich... Mutter!“

Dann riß sie sich rasch von mir los und jagte wie ein gehetztes Reh den Hügel hinab, den gleichen Weg zurück, den wir gekommen waren.

Mir war's, als hätte ich einen Schlag über den Kopf bekommen... Ich taumelte... wollte mich an ihr halten und griff ins Leere.

„Bertha!“ schrie ich auf, wie ein zu Tode getroffenes Wild, und indem ich die Hände vor mein Gesicht schlug, brach ich betäubt auf der Bank zusammen.

(Schluß folgt).

Zu Kisslings Vadiandenkmal.

Nachdruck verboten.

Diesen Sommer endlich ist dem größten Sohn der Stadt St. Gallen und einem der größten Eidgenossen überhaupt das Denkmal geworden, das ihm schon längst gebührt: Joachim von Watt, nach der Form seiner Zeit gegenüber literarisch-wissenschaftlichen Größen meist lateinisch benannt: *Vadianus*. Dreimal hat er ein Denkmal verdient, viermal. Er ist Staatsmann gewesen, er ist der Reformator seiner Heimatstadt, und auf den Rang unter den literarisch Ersten hat er doppeltes Unrecht als Humanist und als Geschichtsschreiber — deutscher Geschichtsschreiber.

Er stammt aus einer vornehmen Bürgerfamilie. Bürgermeister wie er war schon einer seiner Vorfahren, der bei Bögelisegg im Kampfe gegen die Appenzeller fiel. Am 28. Dezember 1484 ist Joachim von Watt geboren. Er wurde schon als Knabe zum Studieren bestimmt. Außer der öffentlichen Schule ward ihm noch Privatunterricht zuteil. Die Handelsbeziehungen, die das väterliche Haus mit Wien verbanden, und der junge humanistische Glanz, den die Universität eben aussstrahlte, zogen ihn nach Wien. Da betrieb er nun die klassischen Fächer und Naturkunde und Astronomie. 1505 schon lehrte er selber, und nun feste auch eine unermüdliche literarische Tätigkeit ein. Eigene Dichtungen, Reden, Abhandlungen und Herausgabe lateinischer Schriftsteller erheben ihn in kurzem zu einem der hervorragendsten Wiener Humanisten. Ihn krönt der Kaiser mit dem Dichterlorbeer. Er hat auch die Professur der Rhetorik und das Rektorat bekleidet. Daneben ist er epochemachend für die moderne wissenschaftliche Geographie. Sein Dringen auf möglichst eigene Anschauung als wesentlichste Grundlage hat ihn selbst zu Reisen nach allen Seiten, nach Triest, Bud-

apest, Krakau, bis nach Breslau geführt. Und als Besteiger des Pilatus ist er unsern Alpinisten vorangegangen — der ganze unerschöpflich universelle Renaissancemensch.

Ein lebendiges Denkmal steht dem Dichter, Redner, Lehrer und Gelehrten in Gestalt seines Briefwechsels, mit dessen Herausgabe Emil Arbenz eine prächtige Ergänzung gebracht zu Ernst Göingers drei slotten, die „Deutschen Schriften“ enthaltenden Bänden. Einen erstaunlichen Begriff von seinen Beziehungen könnten wir geben, wenn wir aufzählen wollten, was ihm nach Wien wie nach St. Gallen von Genossen und Schülern, von deren Angehörigen und von Buchhändlern geschrieben worden ist, aus ganz Österreich bis nach Siebenbürgen, aus Polen, Deutschland, Italien und der Schweiz. Und noch weiter als des Humanisten Korrespondenz hat gar später die des Reformators gereicht. Aber schon damals finden wir neben Reuchlin, Cusanus, Höfius, Glarean, Wimpfeling, Faber und andern die Namen Zwinglis und seines späteren Schwagers und wiederläufigen Gegners Grebel. Auch Dr. Eck, der Kämpfer der alten Kirche, findet sich unter den Korrespondenten. Es zeigt sich auch hier wieder in tragischer Deutlichkeit, wie schmunzlos die im Glaubenskampf endigende Strömung der neuen Zeiten die in den schwelenden, hoffnungsfreudigen, zufriedenstelligen jungen Jahren geknüpften, rein menschlichen Studienfreundschaften so mancher Humanisten auseinandergerissen hat.

Solch glänzendes Bild zeigt uns Vadians Wienerleben. 1518 ist er in die Heimat zurückgekehrt. Der Grund liegt nirgends ausgesprochen.

Als Humanist hätte er wohl in den kleinen Verhältnissen

seiner Heimat nur schwer oder gar nicht wieder anzuwurzeln können. Er hatte vielleicht damit gerechnet. Oder war es bloß seine Allseitigkeit und sein Studiendorst, die ihn dazu geführt, auch Jurisprudenz und Medizin zu studieren?

Als Stadtarzt von St. Gallen tritt er wieder ins Leben und Gemeinwesen der Heimat ein.

Als die ersten Wogen gingen im Glaubensstreit, da war Badian noch in Wien. Aber sie waren ihm nicht entgangen, die großen so wenig wie die kleinsten. Wie wäre das beim Korrespondenten Neuchlins und Huttens möglich gewesen! So kam der unermüdliche, allumfassende Mann auf seine theologisch-theologischen Studien, historisch gerichtet, die Apostelgeschichte und die Kirchenväter, namentlich Hieronymus, beschlagend. Aber noch hatte er nicht durchgreifend Partei genommen. Ein Gras-mus von Rotterdam mit seinen philologischen Verdiensten um das neue Testament und den genannten Kirchenvater hätte ihm sonst nicht in gleicher Geltung stehen können wie Luther und Zwingli. Aber die arbeitenden Verhältnisse ließen ihn da nicht lange mehr stehen. Wir brauchen hier nicht bei der historischen Gegnerhaft zwischen Stadt und Kloster zu verweilen. Ein Mann wie Badian war naturgemäß in kürzester Frist die erste, die einflussreichste Persönlichkeit seiner Vaterstadt. Wie hätte er die Rolle, die da vor ihm lag, nicht aufnehmen sollen? Prompt und wacker hat er sie durchgeführt. Sie hat ihm nach guten Tagen schnellen Erfolges auch trübe gebracht. In beiden hat er ihrer gleich treu gewaltes. Mit einer Tochter aus dem Hause der Zollifos ver-mählt, mochte er durch solche Vermehrung seiner gesellschaftlichen Verbindungen seine persönliche Stellung auch noch um etwas abgerundet haben.

Die Pest hatte 1519 zwei Pfarrstellen der Stadt erledigt. Von Badian beeinflußt berief der Rat zwei junge Anhänger der neuen Ideen, denen Badian, der Mann der Welt, die Apostelgeschichte erklärte. Die Vorträge sind später im Druck erschienen. An Stelle seines Vaters bald darauf im Großen Rat sitzend, nimmt er die Sache des neuen Glaubens energisch in die Hand im Gegensatz zum Kleinen Rat, der zähe am alten hing und mit dessen Fall auch seine politische Macht zum guten Teil eingebüßt hat. Der Eifer für die junge Lehre nahm im Volk dermaßen zu, daß ihm die städtischen Prediger nicht mehr zu genügen vermochten, und so richtete man besondere Lektionen ein, denen der Rat sogar die Stadtkirche öffnete. So zog die Reformation allmählich im vollen Umfang in St. Gallen ein.

Götzinger nennt Joachim von Watt den ersten Eidgenossen seiner Zeit an vor-nehmer und gereifter Bildung. Mit Zwingli, mit dem er in Wien zusammen stu-diert, stand er auf intimem Fuß. Badians Ansehen in der ganzen Schweiz stand so hoch, daß er am zweiten Zürcher Religionsgespräch und an dem zu Bern den Vorzug führte und auch später wiederholt als Schiedsrichter in Anspruch genommen wurde.

Bis jetzt war alles ziemlich glatt gegangen. Aber nun riß der Strom Badian und sein Ge-meinwesen noch weiter, und es hat seines wackern und weisen Steuerns bedurft, daß dasselbe ob seines gar so fühnen Umsichtscrefens nicht durch den Rückschlag ganz an die Wand gedrückt worden. Wir meinen die Beseitigung des geistlichen Fürstentums und dessen gewaltame Beerbung durch die Stadt, die dann nach der Entscheidungsschlacht bei Kappel zu einer gewaltigen Restaurierung des Katholizismus und damit der Abtei führte. Ereignisse, die uns der Raum hier nicht auszuführen erlaubt. Diese Kämpfe, in deren Mitte er stand, an denen er einen so per-sönlichen Anteil nahm, daß man fast die Wendung wagen könnte, sie hätten sich um ihn ge-dreht, die haben nun Badian die vor allen großen literarische Tat seines Lebens inspiriert, die so sehr in erster Linie eine politische Tat war, daß sie ohne diese Beziehung gar nicht voll gewür-

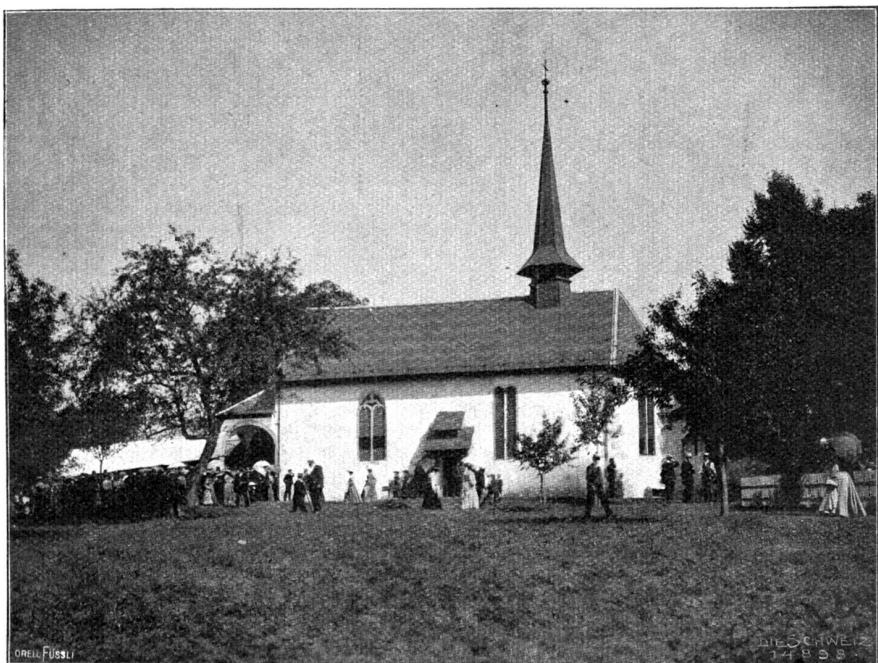
digt werden kann, daß aber auch das Bild des Staatsmannes Badianus unvollständig bleibt ohne ein wenigstens kurzes Ver-weilen bei ihr.

Als die Stadt — wie sie wünschte, für immer — das Erbe der Abtei antrat, schien den führenden Männern damit lediglich eine ganz natürliche, organische Entwicklung zum Abschluß gebieden. Nichts wollte ihnen natürlicher und gerechter scheinen. Da beschloß nun Badian, dies der Welt und Nachwelt historisch vorzulegen. Er schrieb „Die große Chronik der Abtei des Klosters St. Gallen“. Auf wissenschaftlich-literarischem Weg gedachte er das große Werk seines Lebens nachträglich zu legitimieren. Das staatsmännische Hauptwerk dieses Mannes hat sozusagen hervorgebracht sein literarisches Hauptwerk.

Die Geschichte seiner Vaterstadt wollte er schreiben. Die Geschichte des Klosters hat er in erster Linie geschrieben. Reichsgeschichte ist es stellenweise geworden. Eine außerordentlich reiche Belesenheit und Gelegenheit zu einer sonst heutigen Verhältnissen vorbehaltene Ausbente an Urkundenmaterial haben ihn ein Standardwerk schaffen lassen. Doch nicht sie allein. Seine tiefe persönliche Weisheit, seine Wahrheitsliebe haben dem Werk den über all die engern Interessen hinausgehenden geistigen Gehalt gegeben. Daz Klöster, Mönchtum und Papst-tum haben untergehen müssen, weil ihre Zeit um war, wie jede Erscheinung in Welt und Geschichte eben ihre Zeit hat — das ist in kurzen Satz der Inhalt dieser „bedeutendsten histo-rischen Parteischrift der schweizerischen und der deutschen Re-



Vadians Geburts-, Wohn- und Sterbehaus in St. Gallen.
(Phot. Ch. Schalch & Ebinger, St. Gallen).



Schlachtkapelle über den Gräbern der bei Sempach Gefallenen.

formation". Von Badians späteren Arbeiten sind die Beiträge zu Stumpfs Chronik die Hauptfache. Badians Sprache hält sich in einer edeln Mitte zwischen dem echten volkstümlichen Deutlich seiner Zeit und einem klassisch-humanistisch gezo genen Stil.

Am 6. April 1551 ist St. Gallens grösster Bürger gestorben. Die Bibliothek, die er seiner Stadt vermacht hat, bildet den ehrwürdigen und reichen Grundstock der ansehnlichen heutigen Stadtbibliothek, die denn auch seinen Namen führt. Sie ist ein Schatz, um den St. Gallen mancherorts besonders gewertet, ja beneidet wird. Ihrer Perlen sind viele. Die vornehmsten aber sind die Werke ihres Gründers, und solange sie und seine Stadt bestehen, wird es für den Bürger keine packendere Lektüre geben als das Diarium, das Tagebuch, in dem Joachim von Watt den Untergang seiner stolzen Hoffnungen und seiner Siegeshoffnung in dramatisch-kurzen Sätzen Stunde um Stunde verzeichnet hat.

Eugen Ziegler, Zürich.

Die Jahrzeitfeier von Sempach.

Mit zwei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Alljährlich am ersten Montag nach St. Ulrichentag findet, altem Herkommen gemäß, auf der Walstatt von Sempach die Jahrzeitfeier zur Erinnerung an diesen glorreichen Tag der Eidgenossen statt. Zum Dank für die Errettung aus großer Gefahr haben die Altwordern die "ewige Jahrzeit" gestiftet, die bis auf den heutigen Tag gesetzlich gehalten wurde. Der Tag ist für die Luzerner ein Feiertag, und wenn er dazu noch recht klar und hell beginnt, so strömen in den ersten Morgenstunden Tausende auf dem Schlachtfeld zusammen. Schon vom Morgengrauen an werden in der Kapelle Messen gelesen für die Seelen aller in der Schlacht Gefallenen, Freunde wie Feinde, so bestimmt's die alte Stiftung.



Gottesdienst bei der Schlachtkapelle von Sempach.

Um den Winkelriedstein, der die Stelle bezeichnen soll, wo man den toten Helden fand, sammelt sich das Volk und erwartet die Ankunft des Festzuges von Sempach, die Bevörden und Abordnungen der Vereine. Vor dem Denkmal befindet sich eine kleine Rednerbühne, von der aus der Festredner in formschöner Weise dem Volk die Bedeutung des Tages darzulegen sucht. Der diesjährige Festredner, Dr. Zelger, nahm sich in seiner Schilderung der Gestalt Winkelrieds mit besonderer Wärme an, und anspielend auf den Gelehrtenstreit vom Sein oder Nichtsein Winkelrieds rief er ins Volk: „Den lassen wir uns nicht wegdeuten...“

Der Festrede folgte die Abstaltung des Sempacherliedes, das, an dieser Stelle gejungen, auf jedes lempfängliche Gemüt einen tiefen Eindruck machen muss. Dann geht's hinauf zur Schlachtkapelle, wo erst die Verlesung des alten Schlachterichtes, dann der Festgottesdienst und die Prozeßion über das Schlachtfeld erfolgt. Eine alte Sitte ist noch das Aussteilen von Almosen in der Kapelle, was allerdings nicht mehr nach dem Laut der Stiftung in Broten, sondern in barer Münze geschieht. Wenn die Feier auf dem Schlachtfeld zu Ende ist, begeben sich die Menschenmassen nach dem fahnengeschmückten Städtchen Sempach hinab, wo der Tag in Lust und Freude beschlossen wird.

Anton Krenn, Zürich.

Jean-Paul

Artistenroman von Holger Rasmussen.

Deutsch von Friedrich von Känel, Nechi.

III. Nachdruck verboten.

Es möchte gut fünf Uhr morgens sein. Die Sonne beschien bereits die kattunene Halbgardine im dem kleinen Gästzimmer der Herberge, wo Jean-Paul und Ingolf übernachtet

